

Adam weckt Eva im All

Auch Hollywood kann ernsthaft sein: Der Film „Passengers“ ist ein sehenswertes Drama über Einsamkeit, Liebe und den falschen Glauben an die Technik.

Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ja es kann ihn sogar in den Wahnsinn treiben. Beispielhaft lässt sich das an James „Jim“ Preston beobachten. In dem gerade in den Kinos angelaufenen amerikanischen Spielfilm „Passengers“ („Reisende“) findet sich der Ingenieur aus Colorado plötzlich ganz allein in einem riesigen Raumschiff, ja allein im Universum wieder. Eine Situation, die ihn herausfordert, überfordert – und schließlich eine verhängnisvolle Entscheidung treffen lässt.

Eigentlich hätte alles ganz anders laufen sollen. Preston hatte sich das Ticket für den Weltraumflug gekauft, um bei der Besiedlung des Planeten „Homestead II“ dabei zu sein. Diese neue „Heimstatt“ der Menschheit ist allerdings derart weit von der Erde entfernt, dass die Reise dorthin 120 Jahre dauert. Preston und die anderen Siedler wurden deshalb künstlich in einen Tiefschlaf versetzt, damit sie nicht altern oder gar sterben, bevor sie das Ziel erreichen. Die Steuerung des Raumschiffs übernahm der Computer. Erst kurz vor der Ankunft auf „Homestead II“ sollte er die Crew und die Reisenden wecken. Doch als einziger der 5000 Passagiere wird Jim Preston aufgrund einer Fehlfunktion zu früh aus seiner Schlafkammer geholt. Und zwar deutlich zu früh: neunzig Jahre bevor das Schiff sein Ziel erreicht. Die anderen 4999 Reisenden schlummern unterdessen weiter.

Schlimmer dran als Robinson

Neunzig Jahre! Selbst in der Science-Fiction-Zukunft hat ein erwachsener Mensch keine Aussicht, so viele weitere Jahrzehnte noch zu erleben. Mit dieser brutalen Gewissheit ist Preston weitaus schlimmer dran als einst Robinson Crusoe. Der berühmte Schiffbrüchige im Roman von Daniel Defoe durfte schließlich jederzeit auf Rettung hoffen – und tatsächlich endete seine Isolation „schon“ nach drei Jahrzehnten. Für Jim Preston dagegen gibt es keine begründete Hoffnung. Er ist zurückgeworfen auf die Rolle des Adam, des ersten und am Anfang einzigen Menschen. Mit diesem Wissen verbringt er mehr als ein Jahr allein mit den vielen unerreichbar Schlafenden auf dem Raumschiff. Er durchlebt dabei verschiedene Phasen: Ekstase, Verwahrlosung; Preston ist sogar kurz davor, seinem Leben ein Ende zu setzen.

Doch dann fällt sein Blick auf Aurora Lane. Preston verliebt sich in die New Yorker Autorin, die ruhig in ihrer Schlafkammer liegt. Könnte sie seine Einsamkeit vertreiben? Lange ringt Preston mit sich, er kämpft verzweifelt. „Bitte, tu's nicht“, ruft er seinem Spiegelbild zu. Doch schließlich greift Adam nach seiner Eva. Er weckt Aurora, die „Morgenröte“, auf. Die Verzweiflung beziehungsweise die Sehnsucht nach einer Gefährtin wiegt für ihn stärker als die Schuld, die er auf sich lädt. Schließlich hat er sie damit ebenfalls zur endgültig Schiffbrüchigen gemacht. Auch Aurora

wird die neue „Heimat“ nicht mehr lebend erreichen.

Dass ein Hollywood-Film eine derart existenzialistisch aufgeladene Konstellation als Ausgangspunkt nimmt, ist ungewöhnlich. Schließlich geht es bei massentauglichen Streifen in erster Linie um schnelle, oft oberflächliche Unterhaltung, um finanziellen Erfolg. Das bedeutet: Man verzichtet für das breite Publikum auf allzu schwere, womöglich noch religiös beladene Kost. Doch „Passengers“ hebt sich – zumindest in weiten Teilen – überraschend davon ab. Vordergründig ist der Film ein Abgesang auf die herrschende Technikgläubigkeit. „Es gibt keine Fehlfunktion“, „das kann nicht passieren“, „die Technik ist ausfallsicher“, heißt es immer wieder. Doch am Ende zeigt sich, dass genau das nicht stimmt. Ein Asteroid war dann doch zu groß für die Schutzschilde und die Bordelektronik – die „Titanic“ lässt grüßen.

Auch einen Seitenhieb auf die moderne Einwegkultur gönnt sich der Film. Jim Preston erzählt, dass er auswandern will, weil seine Fähigkeiten als Mechaniker gerade mal noch in einer Kolonie gebraucht werden. „Auf der Erde wird nichts mehr repariert. Wenn etwas kaputtgeht, wird es weggeworfen.“

Ins Universum geworfen

Viel spannender sind freilich die Fragen, die darüber hinaus verhandelt werden. Sind wir allein in dieses Universum geworfen? Was ist unser Ziel? Und wer steuert das (Lebens-)Schiff? Sind wir selbst Kapitän? Oder doch nur Passagier? Immer wieder thematisiert der Film auch das Motiv der Auswanderer, noch einmal an einem anderen Ort völlig neu anzufangen. Doch braucht es dazu wirklich die Flucht auf einen anderen Planeten? Wo liegt das Paradies? Und dann ist da natürlich der Konflikt um das Öffnen der fremden Schlafkammer. Darf Liebe alles? Wie viel kann sie wieder heilen?

Indem der Film große Fragen anstößt, ist er zu zwei Dritteln fast ein Kammerstück, in dem immer wieder auch biblische Motive vorkommen, etwa der Garten Eden. Die konzentrierte Anordnung der Filmhandlung verlangt den beiden Hauptdarstellern Chris Pratt und Jennifer Lawrence einiges ab. Und obwohl man sie bislang nicht unbedingt als Charakterdarsteller kannte, bewältigen sie diese Herausforderung überzeugend. Selbst die oft sehr glatt wirkende Lawrence traut sich, einmal nicht einfach nur schön zu sein. Geradezu erschütternd ist es, wie sie als Aurora in einem Weinkampf zusammenbricht, als sie erfährt, dass nicht der Computer, sondern Jim es war, der sie geweckt hat.

Dass Regisseur Morten Tyldum am Ende doch noch ins Actionfach abdriftet, ist ärgerlich, aber wohl dem Science-Fiction-Genre geschuldet. Insgesamt gelingt „Passengers“ dennoch viel, zumal für einen Hollywood-Film. Es ist nicht zu unterschätzen, dass er ein breites Publikum zum Nachdenken über Kernfragen des Menschseins inspirieren könnte. Fast eine halbe Million Zuschauer haben „Passengers“ am ersten Wochenende in Deutschland gesehen. sl.



DIE SCHRIFT Biblische Zeit-Worte (31)

Die Vergangenheit liegt vor uns

Was geschehen ist, ist das, was geschehen wird, und das, was getan wurde, ist das, was getan werden wird. Und da ist gar nichts Neues unter der Sonne. Es gibt wohl etwas, von dem es heißt: Siehe, dies ist neu! Zuvor aber gab es das schon in fernen Zeiten, die vor uns waren (Koh 1,9–10).

Am Anfang eines neuen Jahres schauen wir nicht nur mit guten Vorsätzen in die Zukunft, sondern verbinden die Frage nach dem, was die Zukunft bringen wird, häufig mit der Hoffnung, dass alles oder zumindest einiges besser werden möge. Kohelets berühmter Satz „nichts Neues unter der Sonne“ scheint solch einer Vorstellung entgegenzustehen und wird zumeist auch als negative oder pessimistische Äußerung aufgefasst. Das hängt vor allem damit zusammen, dass uns Unveränderlichkeit, Stagnation oder auch Wiederholung heutzutage negativ erscheint. Demgegenüber verbinden wir das Neue mit etwas Positivem. Will man Kohelets Wort verstehen, darf man allerdings unsere Vorstellungen nicht einfach voraussetzen oder auf den biblischen Text übertragen. In der Antike galt zumeist das Alte, das Bewährte, als ein zu bewahrendes Gut, während das Neue eher mit Skepsis betrachtet wurde.

In der Begründung seiner Aussage geht Kohelet darauf ein, dass oft irgendetwas für neu gehalten wird. Doch – so gibt er zu bedenken – scheint das nur so, weil diejenigen, die etwas für neu erklären, nicht mehr wissen, dass es genau das in früheren Zeiten schon einmal gegeben hat. Man könnte ihm entgegenhalten, dass auch er nicht wissen kann, ob dieses oder jenes wirklich schon einmal dagewesen ist. Doch Kohelet geht es gar nicht darum, jegliches Neue abzulehnen, und einer starren Unveränderlichkeit das

Wort zu reden. Der Satz, in dem Kohelet das Vergangene dem Künftigen gegenüberstellt und erklärt, dass beides sich entspricht, gibt zu verstehen, dass er ein anderes Verständnis von Zeit zugrunde legt.

Nach biblischem Zeitverständnis liegt die Vergangenheit vor uns, weil wir das, was geschehen ist, kennen oder „sehen“, können. Die Zukunft ist dagegen unbekannt und dem menschlichen Wissen unzugänglich. Sie liegt bildlich gesprochen hinter uns, dort wo wir keine Augen haben. Als Menschen bewegen wir uns rückwärtsgerichtet durch die Zeit. Daher können wir uns für die Zukunft – wie ein Ruderer – nur an dem orientieren, was wir vor Augen haben, also an der Vergangenheit. Die Vorstellung, dass die Orientierung für die Zukunft aus der Beobachtung der Vergangenheit gewonnen werden kann, drückt Kohelet aus, wenn er das Zukünftige und das Vergangene für gleich erachtet. Er fordert indirekt zu einer intensiven Beschäftigung mit der Vergangenheit auf, um auf das Kommende vorbereitet zu sein.

In diesem Kontext daran festzuhalten, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe, warnt davor, sich der Vergangenheit mit dem Argument, dass immer wieder Neues und Anderes entstünde, entziehen zu wollen. Im Anschluss an das berühmte Zeitgedicht (3,1–11) nimmt Kohelet den Gedanken noch einmal auf: „Das, was geschehen ist, war schon zuvor, und das, was sein wird, ist gewesen“ (3,15). Doch statt mit einer Aussage über das nicht vorhandene Neue unter der Sonne beschließt er seinen Gedankengang damit, dass das mit der Zeit Vergangene oder Vergessene nicht verloren, sondern von Gott selbst aufgehoben ist: „Gott aber sucht, was entronnen ist“ (3,15). Christoph Dohmen

Kleine Leser unwichtig

Literatur für Kinder wird zu wenig geachtet. Das beklagt der Kinderbuchautor Paul Maar in der „Süddeutschen Zeitung“. „Ich weiß auch nicht, warum das Literatur dritter Klasse sein soll. Das Feuilleton nennt das oft auch Gebrauchsliteratur.“ at

Jedismus ist keine Religion

Der „Jedismus“ – eine Weltanschauung, die auf den „Star Wars“-Filmen beruht – ist keine Religion. Zu diesem Schluss kommt die britische Wohlfahrtskommission. Jedismus fördere weder moralischen noch ethischen Fortschritt. Die Geschichte des „Jedismus“ begann mit einem Scherz. Bei der britischen Volkszählung 2001 bekannten sich knapp 400 000 Menschen zu dieser „Religion“. tau

Im Nahen Osten beliebt

Sender im Nahen Osten, hat außerordentlich viele neue Zuschauer gewonnen. Rund 22 Millionen Menschen sehen die drei arabischsprachigen Kanäle. Zehn Millionen davon mindestens einmal in der Woche. Seit 2011 ist das ein Zuwachs von fast achtzig Prozent.

Der Gründer und Geschäftsführer Terence Ascott erklärt sich das gestiegene Interesse mit der Enttäuschung vieler Menschen über die Entwicklung im Nahen Osten. „Viele haben das Vertrauen in die regionalen politischen und religiösen Führungspersönlichkeiten verloren, sie suchen nach spirituellen Auswegen.“ Der Sender will nun verstärkt junge Menschen ansprechen. Sie seien „die beste, wenn nicht die einzige Hoffnung“ auf einen Wandel in der Region. red